

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **20 (1918)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

für unangebracht und nutzlos, noch heute der Moralität einer nunmehr über vierhundert Jahre alten Dame nachzuspüren. Ihres Verhältnisses zu Michelangelo muss jedoch Erwähnung getan werden. Frühere Biographen bezeichnen es als eine ideale platonische Liebe, die für die Schöpfungskraft der beiden Künstler, besonders des unendlich größeren, Michelangelos, von höchster Bedeutung war. In der kürzlich erschienenen, umfangreichen Monographie von Johann J. Wyss: *Vittoria Colonna*,¹⁾ die übrigens zu diesem, zu teilweise sehr verschiedenen Resultaten gelangenden Essay die Veranlassung gab, erhalten wir über das nur zwei Jahre dauernde (1538—39) Verhältnis der Beiden eine gänzlich andere Darstellung: Die Liebesbeziehungen zwischen Vittoria und Michelangelo werden als Mythos erklärt. Der große Künstler soll sich der Aristokratin nur aus Eitelkeit und niedriger Gewinnsucht genähert haben. Den dichterischen Ansporn verdanke er einzig ihr; doch seien seine Gedichte innerlich von A—Z erlogen. Vittoria, die diesen niedrigen Bourgeois (er war ja kein solcher) eigentlich verachtete, habe versucht, Michelangelo von der Schöpfung weltlicher Werke abzubringen und ihn vollständig auf das religiöse Gebiet hinüberzulenken, und als ihr dies nicht gelungen sei, habe sie ihre Beziehungen abgebrochen. Dann fällt Wyss über Michelangelos Charakter Urteile, wie sie in dieser Härte vielleicht noch nie gekannt wurden. Derartige Behauptungen über einen Künstler vom Range eines Michelangelo hätten immerhin ausführliche und beweiskräftige Begründungen erfordert, die uns Wyss in seinem Buch aber leider schuldig geblieben ist. Und da nun von der Eitelkeit und Ehrsucht Michelangelos die Rede war, so darf nicht unerwähnt bleiben, dass Vittoria Colonna darnach strebte, ihren Gatten als Fürsten von Nordafrika gekrönt zu sehen; und da diesem durch seinen vorzeitigen Tod eine solche Ehrung nicht beschieden sein konnte, so hoffte Vittoria, dass sie wenigstens ihrem Neffen, Alfonso del Vasto zuteil würde. Dass ihr übrigens der Sinn für das Materielle auch in ihren ältern, „asketischen“ Tagen nicht fehlte, kann man z. B. daraus ersehen, dass sie noch im Jahre 1540 sich bemühte, sich mit dem Papst möglichst gut zu stellen, um so die Verheiratung ihres Neffen mit einer Enkelin seiner Heiligkeit zu ermöglichen.

Zusammenfassend könnte somit von Vittoria Colonna gesagt werden: sie war ehrgeizig und kokett, besaß ein gutes Maß natürlicher Klugheit und eine, im Verhältnis zu den übrigen Petrarkisten ihrer Zeit, nicht unbedeutende dichterische Begabung.

ZÜRICH

BERTHOLD FENIGSTEIN



NEUE BÜCHER



DER GARTEN DES PARADIESES
von Hans Reinhart (Rascher & Co.,
Verlag, Zürich).
Nun liegt diese „dramatische Rhapsodie

aus Andersen“, die gegen Ende
vorigen Jahres im Pfauentheater zu
Zürich ihre erste öffentliche Dar-
stellung gefunden, in der Buchaus-

¹⁾ *Leben, Wirken, Werke*. Eine Monographie. Mit 10 Abbildungen. Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

gabe vor. Ein Lyriker macht hier Theater, der den Lyriker unverkappt mit auf die Bühne genommen (zum reinlichen Unterschied von jenen andern, die der heiligen Überzeugung leben, den Lyrismus „draußen“ gelassen zu haben und dann ungnädig erstaunen, vernimmt der Zuhörer von allen Kulissenwänden der Harfe Zirpen). Denn Reinhart hat es von vornherein an Vorsicht keineswegs fehlen lassen, bei einer Konkurrenz der Dramatiker unzweideutig ausgeschieden zu werden: das Wort „Drama“ entschlüpft nirgends seiner Feder; bloß um dem Kind einen Namen zu geben (mit dem Fingerzeig nach der Kammerspielbühne), bezeichnet er die Rhapsodie als eine „dramatische“. Und so wird den Autor ernstlich kein Dramatiker und kein Kritiker-Wächter von der Rampe wegbellen.

In fünf Bilder, nicht Akte, spannt der Dichter seine beseelte Märchenhandlung, die eines jungen Menschen Sehnsucht, Gipfelglück, Fehltritt und Bescheiden vorüberziehen läßt, nicht ohne Mithilfe der lieblichen Schwesterkünste Malerei und Musik. So ist das Stück Bühnenallegorie in seinem sanften Verlauf völlig auf Augenlust, Gefühl und Klang gestimmt. Stab- und Endreim polieren die Verse so ausgiebig, dass sie uns weich anrühren, wie in Sammet verpackt. Überhaupt scheint der Dichter an die Rhapsodie viel gute Liebe und schönen Fleiß gewandt zu haben: alle Arbeitsspuren sind getilgt. Wie eine kleine Kostbarkeit aus blankem Elfenbein, so glänzt sie still im edlen Bühnenrahmen, und durchbraust uns nicht mit Erschütterungen, sondern schmeichelt sich uns ins Herz. Um nicht Verse aus dem Zusammenhang zerrren zu müssen, möge die kurze Widmung „dem Andenken meiner lieben Mutter“ hier stehen:

Schwermütig schwebt ein Mond dem Nebel
nach,
Der einen lieben Stern umfassen hält.
So wandelt meine Schwermut aus der Welt
Wohl einem fernen lieben Lichte nach.

EMIL WIEDMER

*

DAS HERZ EUROPAS. Von Stefan Zweig. Ein Besuch im Genfer Roten Kreuz. Verlag Max Rascher, Zürich. 1918. Mit Titelzeichnung von Franz Masereel. Preis 60 Cts.

Möchte diese kleine Schrift zu vielen, vielen Lesern kommen! Was Stefan Zweig mit warmem Herzschatz von der Geschichte der „Agence Internationale des Prisonniers de guerre“ im Musée Rath zu Genf erzählt, ist wahrhaft ein Bild von den schrecklichen Wunden, aus denen der gekreuzigte Leib Europas blutet, zugleich ein Bild von dem gewaltigen Schaffen des menschlichen Mitleids gegenüber dem menschlichen Leiden. Ja, der Beschluss 1912 auf dem Kongress in Washington, das Rote Kreuz sollte im Kriegsfall die Fürsorge für die Gefangenen übernehmen, war ein wichtiger Beschluss in der Geschichte der Menschheit. Wie in echter Brüderlichkeit und Internationalität sofort zu Beginn des Krieges das Werk der Hilfe dann angefangen wurde, wie es riesenhaft wuchs, schildert Zweig so, dass die unermüdliche Arbeit anschaulich wird; die Arbeit zur Hilfe der Gefangenen (und besonders auch der Unglücklichsten, der Zivilgefangenen) durch die Herrichtung des Systems der Auskunft, so dass zwischen der Heimat und den Gefangenen der ständige Kontakt gesichert wird; aber zu dieser heroischen Leistung kommt noch ungezählt viel: Das Rote Kreuz in Genf überwacht gleichzeitig die Gefangenenlager, ob in jedem einzelnen genügend Nahrung und Freiheit den Internierten gegeben werde; es nimmt die flehenden Bitten

um Austausch der Schwerverwundeten zu einem Gesundheitsurlaub in der Schweiz entgegen; es ist in einem das Bankhaus, das die Geldanweisungen von der Heimat in die Ferne besorgt, die Paketpost, welche Liebesgaben vermittelt, die ärztliche Überwachung und die letzte Instanz aller Beschwerden.

Aus Zweigs Darstellung erhebt sich der Schatten von dem ungeheuren Unglück, das hilfesuchend an die Agence herflutet. Welche Menschen-schicksale liegen in den Dossiers an den Wänden aufgehäuft! Aus jeder Mappe strecken sich Arme von Verzweifelnden einander entgegen über den leeren Raum. „Wer könnte sie aussagen, wer sie ganz genug ausschreien, diese Vielfältigkeit des Elends auf unserer heutigen Erde, diese Äonen von Angst zwischen Brief und Brief! Dieses Warten, dieses brennende, fressende, saugende Warten in Millionen von Seelen, diese vampirischen und oft tödlichen Verschlingungen des Zufalles! Hier fühlt man nur, wie arm ein Einzelner ist gegen die Unendlichkeit des heute aufgewühlten Gefühles. Man kann es nicht mit zwei Augen zu Ende schauen und mit einer Seele, einer einzigen schwanken menschlichen Seele, zu Ende fühlen.“

Täglich und täglich muss aus Genf an Hunderte und Hunderte fragende, suchende, stöhnende Menschen, Frauen und Mütter das eine nackte, harte und unerbittliche Wort „tot“, „décédé“ geschrieben werden. Und wer immer eine solche Nachricht erhält, ist doch „irgendwie allein mit seinem Schmerz, keiner kann es sich ausdenken, dass das, was eine Seele auseinanderreißt, von oben bis unten wie ein brüchiges Tuch, der andern Welt ein Nichts sei, eine Zeile in einer Verlustliste, eine kalte Zahl, ein Atom, ein Hauch, eine Gleichgültigkeit. Kein

Einzelner kann es heute ganz fassen, wie gleichgültig, wie ziffernhalt, wie wesenlos sein Menschliches der Welt geworden ist.“ In der „Agence Internationale des Prisonniers de Guerre“ spürt man „dies millionenfach Einzelne plötzlich versammelt und darum so riesenhaft, so ungeheuerlich und so unfassbar, dass man darüber kaum sprechen kann und nur aufheulen möchte wie ein getretenes Tier.“

Mit Ehrfurcht wollen wir den Namen der aufopferungsvollen Männer im Gedächtnis bewahren, die vor allen Andern als die Seele dieses Werks für die Menschheit tätig waren und sind: Dr. J. Ferrière, Dr. Naville; ebenso Gustave Ador, der von dieser Tätigkeit weg in den Bundesrat berufen wurde, und Romain Rolland, der mehr als zwei Jahre tagtäglich und unermüdlich freiwillig im Dienste des deutsch-französischen Gefangenen-austausches gearbeitet hat und dann den Nobelpreis, der ihm zufiel, ganz nur wohltätigem Wirken zur Verfügung stellte. „Wird man einst das ganze Elend unserer heutigen Tage in seiner ganzen Größe überblicken, so werden auch jene erkannt werden, die es am leidenschaftlichsten zu mildern suchten.“

ZÜRICH

OTTO VOLKART

*

LICHT MUSS WIEDER WERDEN.

Lieder von Hermann Claudius.

Verlag Alfred Jansen, Hamburg.

Irgendwo an der deutschen Front steht dieser zarte, warmherzige Lyriker, der so schlecht in das Soldatenkleid passt und träumt von Weib und Kind, von seinem fröhlichen Gärtchen, von seinem fernen Hamburg — — Schicksal. Bittres, gemeines Schicksal. Wenn der verliebte Frühling oder der weiche Abend naht, und mit ihnen tausend lockende Erinnerungen, dann singt diese leidzerfetzte Seele ihr schluchzendes

Lied. Dann quillen so feine, kunstvolle und musikberauschte Verse hervor, dass man manchmal betroffen fragt: sind denn diese Gedichte wirklich im Kriege, im harten, brutalen Kriege entstanden?

In Hermann Claudius brandet nicht so revolutionäres Blut wie etwa in Jouve, Latzko oder Leonhard Frank. Ihm ist dieser Krieg ein unabänderliches, herbes Schicksal, das nur durch den Glauben an eine bessere Zukunft ertragen werden kann:

Licht muss wieder werden
nach diesen dunkelen Tagen.
Lasst uns nicht fragen,
Ob wir es sehen.
Es wird geschehen:
auferstehen wird ein neues Licht.
Waren unsere Besten nicht
ein wanderndes Sehnen, unerfüllt
nach Licht, das da quillt,
von ihnen noch ungesehen?
Es wird geschehen.
Lasst uns nicht zagen.
Licht muss wieder werden
nach diesen dunkelen Tagen.

Drei Verbände sind bisher von Claudius erschienen: der eine, *Mank Muern* (1913), enthält ganz wundervoll innige, auf Klaus Groth'scher Höhe stehende plattdeutsche soziale Großstadtlieder — Volkslieder im schönsten Sinne des Wortes —, die andern *Zwei Hörst du nicht den Eisen-schritt* (1915) und *Licht muss wieder werden* (1916), sehr eigenartige, vollendete — manchmal beängstigend vollendete — Kriegsgedichte. Ein Novellenband *Menschen* wurde von der Zensur verboten!

Wer für das herbe Leid eines Dichters und Menschen Herz und Zeit hat, der möge zu Hermann Claudius gehen. Er verdient es.

CARL SEELIG

*

MEINE FREUNDE. Von Nanny von Escher. Verlag Schulthess u. Co. Zürich 1917.

Als herbstliche Spende bietet uns die bekannte Zürcher Schriftstellerin Nanny von Escher ihr *Buch der Freundschaft* in Liedern und der Goldglanz voller Reife und dichterischer Fülle liegt denn auch über diesen neuesten, bekenntnisreichen Schöpfungen ihrer feinsinnigen Wortkunst.

Es ist ein poetisches Jahrbuchlein, den Hausgöttern treuer und unvergänglicher Freundschaft geweiht, das die Sängerin vom Albis uns in dieser kostbaren kleinen Gedichtsammlung anvertraut hat und es will darnach bewertet und verehrt sein. In Sang und Klang vermitteln uns diese Verse die aufschlussreiche und erhebende Botschaft von dem, was die Dichterin und ihr Werk allezeit lebensfrisch und tatenfroh erhalten hat, was ihres reichen Lebens Kern, Gehalt und Ziel bis zur heutigen Stunde gewesen und geblieben ist.

Die Frühlingsgrüße, die Sommerfreuden, die Herbststürme und die Winterflocken, Sonnenschein und Regenschauer, Tagesglanz und nächtliches Dunkel, all das, was den großen Zweck ihres Dichterlebens lange Jahre hindurch begleitet und betreut hat, finden in den trefflichen Freundschaftsliedern Nanny von Eschers ihr treues und warmblütiges Spiegelbild, ihren fröhlichen oder ernsten Wiederhall. Und diese dichterischen Tagebuchblätter, die stellenweise so ergreifend von allem Glück und aller Sorge sprechen, die einem Freundesherzen auf seiner Erdenwanderfahrt zu Teil werden, sie künden ebenso vernehmlich auch von all dem Hohen und Guten, Tüchtigen und Edlen, was man gegenseitig zu geben und zu empfangen hatte. Einzelne Lieder finden einen besonders beredten und innigen Ausdruck für das Bekenntnis dieser Empfindung eines beseligenden Reichtums der Seele in Gabe und Gegengabe, so etwa die pracht-

voll geschlossenen Gedichte „Unbeschriebene Briefe“, „Späte Liebe“, „Entrückt“, und „Die leere Schale“.

Neben diesen Zeugnissen einer in Dichtung und Wahrheit von Herz zu Herz wandernden Freundesseele, die auch in alten Tagen über ein beneidenswertes jugendliches Verstehen und Miterleben verfügt, begegnen wir aber auch nicht weniger willkommenen Offenbarungen aus den Schätzen des eigensten Seelenreiches. Lieder wie „Ahnenbilder“, „Silvesternacht“ und das ergreifende „Allerseelen“ bekennen manch beredtes Wort aus den Tiefen eines Dichtergemütes, das neben dem Reichtum für andere auch dem persönlichsten Dasein und Schaffen Lebenswerte zu bieten hat, die einer starken, individuell ausgeprägten Weltanschauung entstammen.

So hebt sich aus diesen scheinbar nur im Dienste der Freundeswelt stehenden und ihr allein geweihten Dichtungen mehr und mehr das volle, überzeugende Bild einer bedeutsamen, in sich selbst ruhenden, unbeirrt ihre Kreise und Ziele sich wahren künstlerischen Persönlichkeit heraus. Zug um Zug ersteht die Dichterin selbst aus ihren Weisen und ihre Art und Kunst, geschätzt und verehrt von vielen Berufenen in Heimat und Fremde, steht als leuchtender Leitstern über der stillen und abgeklärten Welt ihres Schaffens. Sonnenglanz und Firnenlicht, die siegreichen Überwinder aller müden Resignation oder verbitterten Weltschmerzes, strahlen uns aus den Bekenntnisblättern der Freundschaftslieder unserer Zürcher Dichterin beglückend entgegen, deren Künstlerheim nicht umsonst, wie dasjenige ihres einstigen, freundlichen Gönners und Beraters, C. F. Meyers, über den Nebeln und Niederungen des Alltags auf freier Berghöhe steht. Höhenluft und frische, befreiende Tonart walten auch in der neuesten lyrischen Spende *Nanny von Eschers*.

Mögen sich recht viele in dankbarer Anerkennung derselben erfreuen!

ZÜRICH

A. SCHAER

*

ALFRED HUGGENBERGER. Eine Studie von Karl Heinrich Maurer. Verlag von L. Staackmann. Leipzig 1917.

Gleichsam als eine kleine, volkstümliche Festschrift zur Feier des 50. Geburtstages Alfred Huggenbergers hat einer seiner Dichterefreunde, Karl Heinrich Maurer in dem genannten Verlage eine treffliche Studie erscheinen lassen, die wir allen Freunden des Gefeierten und seiner lebenswahren Erzähler- und Liedkunst auf das Angelegentlichste empfehlen möchten. Mit wohlthuender Schlichtheit, aber gerade darum umso überzeugender und eindrucksvoller zeichnet K. H. Maurer, der sich in Huggenbergers Heim, Welt und Kunst vorzüglich auskennt das sympathische, unserem Volke ja längst liebe, aber noch immer mehr oder weniger vertraute Bild des Wesens und Schaffens unseres Zürcher Bauerdichters. Geschickt gewählte und eingestreute Proben aus Lyrik und Epik bereichern das von tüchtigster Sachkunde und warmer, begeisterter Verehrung für den Dichter und sein Werk zeugende Büchlein. Möge es, der Absicht seines Urhebers entsprechend, weiten Kreisen eine willkommene Einführung in die köstliche, heimatkünstlerisch echte und urwüchsige Art des Huggenbergerschen Schrifttums bieten und gleichzeitig auch allen denjenigen, die seine Dichtungen längst kennen und lieben, sich als ein verständnisvoller Deuter seiner künstlerischen Persönlichkeit und ihres durch und durch vaterländischen Stoffgebietes und Ideengehaltes erweisen. So wird es in doppeltem Sinne seiner dankbaren Aufgabe und dem beabsichtigten Zwecke gerecht werden und als eine gute, nationale Spende auch selbst gelten und begrüßt werden dürfen! A. SCHAER

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.

Redaktion und Sekretariat Bleicherweg 13. — Telephon Selnau 47 96.